

Friedrich von Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen.

1. Entstehungsgeschichte

Es war im Jahre 1791. Friedrich Schiller hatte gerade eine schwere Lungenentzündung durchlitten, die ihn in die Nähe des Todes brachte, als sich das Gerücht ausbreitete, er sei der Krankheit erlegen. Als die Nachricht seines Überlebens den dänischen Hof erreichte, beschlossen der Erbprinz Friedrich Christian von Schleswig-Holstein Augustenburg und der Graf Ernst Heinrich Schimmelmann, dem Dichter ein dreijähriges Stipendium zu erteilen. Dadurch wurde die durch Schillers Krankheit entstandene Notlage für längere Zeit gemildert. Als Ausdruck seiner Dankbarkeit schrieb er seinen Wohltätern eine Reihe von Briefen über die Resultate seiner zwischenzeitlichen Forschungen.

Nach überstandener Krankheit hatte er beschlossen, seine dichterische Tätigkeit ruhen zu lassen und sich dem Studium von Kants Schriften zu widmen. Damit folgte er dem Rat seines Freundes Körner, der ihn schon lange dafür zu begeistern versucht hatte.

Die Briefe, die als Augustenburger Briefe bekannt wurden, sind zum Teil bei einem Brand des Schlosses Christiansborg in Kopenhagen am 26.2.1794 vernichtet worden.

Schiller bearbeitete die Briefe neu und veröffentlichte sie 1795 in der von ihm gegründeten Zeitschrift „Die Horen“ versehen mit einer Widmung an den Prinzen von Augustenburg.

2. Der historische Hintergrund

Sein Vorhaben kündigte Schiller gleich am Anfang seines ersten Briefes an.

Die Briefe sollten seine Untersuchungen über „das Schöne und die Kunst“ vorlegen.

Sie enthalten aber auch seine eigene, persönliche Antwort auf die Ereignisse der Zeit. Der Versuch des französischen Volks, die politische Freiheit zu erringen und einen Idealstaat zu gründen, ist in seinen Augen gescheitert und in Gewalt und Verwüstung ausgeartet. Trotzdem verlor er nicht den Glauben an eine bessere Menschheit.

Der Weg dahin sollte eine andere Richtung nehmen. Seine Hoffnung auf eine bessere Zukunft gründete auf der Achtung der in Gefahr geratenen Werte. Vor allem die Kunst sah

er als gefährdet an und in der nach Schönheit strebenden Kunst entdeckte er sogar die Befreiung aus der damaligen Situation.

Die Kunst als „Tochter der Freiheit“ und das Ästhetische als einzig möglichen Weg, das politische Problem zu lösen, stellt Schiller als Thesen an den Anfang seiner Briefe. Seine Überzeugung, dass die Schönheit der Schlüssel sei, „durch welche man zu der Freiheit wandert“, begründet er im Laufe der Briefe.

3. Der persönliche Hintergrund

Die eigentliche Triebfeder seiner Arbeit sind zwei Fragen, die Schiller von Jugend an beschäftigen und ihn ständig begleiten.

Die erste Frage des jungen Schiller entspringt einer tiefen Sehnsucht und lautet: Was ist Freiheit? Wo ist sie zu finden? Wie kann man sie erringen?

Aufgrund der langjährigen Erfahrung auf die Militärakademie Karlsschule, erst im Schloss Solitude bei Stuttgart (1773-75), dann in die Innenstadt von Stuttgart (1775-1780) unter der autoritären Führung des Herzogs Carl Eugen erwuchs in ihm eine innere Ablehnung des militärischen Zwangs. Seine leidende Seele befreite sich beim Schreiben seines ersten Dramas „Die Räuber“. In den Rollen seiner Figuren lebte er den Kampf um die ersehnte Freiheit.

Die einzige Lösung, mit dem erstickenden Druck umzugehen, sah er in der Flucht. Von der einen Zwangslage befreit geriet er jedoch sogleich in die nächste, in die Enge finanzieller Not. Außerdem ließ ihm seine Gesundheit keine Ruhe und bremste in wiederkehrenden Schüben sein inneres Feuer. Auch in sich selbst erlebte er einen Zwang. Dichten und Schreiben waren für ihn ein brennendes Bedürfnis und es gelang ihm nicht, sich ihrer Macht zu entziehen.

Alle diese Hindernisse durchschritt er mit ungebändigtem Willen. Am Ende seiner Briefe scheint er sich sogar mit seinem Schicksal versöhnt zu haben, wenn er diese mit folgender Satz abschließt:

„[...] so müßte man auch hier die gütige Schickung erkennen, die den Menschen oft nur deswegen in der Wirklichkeit einzuschränken scheint, um ihn in eine idealische Welt zu treiben.“ (27. Brief).

Er haderte mit seinem Schicksal, aber durch den Widerstand des konkreten Lebens wurde seine idealistische Einstellung jeweils mit neuer Kraft versorgt.

Die zweite Frage ist darauf gerichtet, die Kluft, die sich zwischen der physischen und der geistigen Natur des Menschen öffnet, zu überwinden.

In seiner ersten medizinischen Dissertation an der Karlsschule über die „Philosophia Physiologiae“ hatte er sich mit der doppelten Natur des Menschen beschäftigt, die einerseits auf die sinnliche Welt, andererseits auf die Vernunft ausgerichtet ist. Diese Arbeit wurde aufgrund ihres spekulativen Charakters abgelehnt. Erst bei seinem dritten Versuch, bei dem er das gleiche Thema eher deskriptiv behandelte, wurden seine Überlegungen akzeptiert.¹ Darin schwebt ihm schon die Möglichkeit einer „mittleren Kraft“ vor, die die beiden gegensätzlichen Kräfte im Menschen miteinander verbindet.

Erst in seinen Briefen zur ästhetischen Erziehung des Menschen werden die beiden Fragen zusammengeführt. Schiller stellt fest, dass sie eng miteinander verknüpft sind und dass sich mit der Beantwortung der einen Frage die andere wie von selbst auflöst.

Der Weg dahin ist kompliziert und erfordert große Konzentration. Schiller selbst ringt um die geeigneten Worte und fühlt die ernüchternde Konsequenz Gedanken in Worte fassen zu müssen und das damit einhergehende Risiko missverstanden zu werden. Dennoch stellt er sich dem Wagnis und spannt in seinen Briefen einen großen Bogen, an dessen beiden Enden sich die Idee eines Idealstaats abzeichnet: am Anfang als anzustrebendes Ziel, am Ende als reale Möglichkeit, die in jeder „feingestimmten Seele“, die sich danach sehnt, schon existiert. Allerdings ist diese Sehnsucht in der Tat nur in Ausnahmefällen zu finden. Die Arbeit, die geleistet werden muss, damit diese Idee zu einem allgemeinen Gut wird, ist „Eine Aufgabe für mehr als Ein Jahrhundert“ (7. Brief), schreibt Schiller. Und wir merken bald, wie treffend seine vorausschauenden Worte sind.

Im Folgenden geht es darum, Schillers Gedankengang nachzuvollziehen und die einzelnen Schritte wiederzugeben.

4. Der moralische Staat als politische Aufgabe

Der Mensch wird in eine Gesetzmäßigkeit hineingeboren, die er durch seine noch nicht aufgewachte Vernunft nicht wählen konnte. Die Natur verhält sich dem Menschen gegenüber wie gegenüber ihren übrigen Werken, indem sie für ihn tut, was er selbst noch

¹ „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.“ Friedrich von Schiller. Dissertation (1780)

nicht leisten kann. Seine Menschheit kündigt sich an, sobald er seine Fähigkeit, „das Werk der Not in ein Werk seiner freien Wahl umzuschaffen“, anwendet.

So wird ein mündig gewordenes Volk seinen „Naturstaat“ in einen „sittlichen Staat“ umformen wollen. Der Naturstaat wird von Kräften regiert die nur dem physischen Menschen dienen, der sittliche Staat durch Gesetze. Wenn die Vernunft den Naturstaat aufhebt, nimmt sie dem Menschen weg, was bis dahin seine Grundlage bildete. Deshalb darf die physische Gesellschaft nicht aufhören, während sich die moralische in der Seele bildet, denn sonst wäre der Mensch in seiner Würde verletzt.

Der Mensch braucht eine Stütze, um vom Naturstaat unabhängig zu werden. Ein „dritter Charakter“ wird benötigt, der den Übergang von „der Herrschaft bloßer Kräfte zu der Herrschaft der Gesetze“ bahnen kann. Nur wenn bei einem Volk ein Charakter überwiegt, bei dem die physische mit der vernünftigen Notwendigkeit zusammenfällt, kann ein moralischer Staat entstehen. Eine solche Übereinstimmung findet man nur bei einem Menschen, der seine Vollkommenheit erreicht hat.

Die Möglichkeit, sich diesem Ideal zu nähern, trägt jeder Mensch in sich. Der Wille des Menschen kann zwischen Pflicht und Neigung frei wählen und diese Freiheit soll unberührt bleiben, denn nur so kann der Mensch an sich arbeiten, bis seine Triebe und das, was ihm seine Vernunft vorschreibt, sich die Waage halten.

Aufgabe des Staates ist es, diesen reinen Menschen zu repräsentieren. Der moralische Staat soll sich objektiv verhalten und zugleich das Individuelle in jedem Menschen respektieren, er soll die Einheit der moralischen Gesetzgebung und die Mannigfaltigkeit der Natur gleichermaßen gelten lassen. Zugleich soll jeder Mensch als Repräsentant des Staates anstreben, die in ihm vorhandene Anlage eines reinen, idealischen Menschen zu verwirklichen.

„Totalität des Charakters muss bei dem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig sein soll, den Staat der Not mit dem Staat der Freiheit zu vertauschen.“(4. Brief)

Die gesellschaftliche Situation seiner Zeit wird von Schiller als desolat beurteilt: „Hier Verwilderung, dort Erschlaffung!“ Am meisten empört ihn der Verfall der zivilisierten Klassen, vor allem weil sie im Genuss von Bildung sind und dennoch nichts zur Verbesserung der Lage beitragen. Trotz des hoffnungslosen Eindrucks ist Schiller keineswegs bereit aufzugeben. Die Lösung des Problems überlässt er nicht dem Staat, er überträgt die Verantwortung vielmehr dem Einzelnen. Damit wendet er seinen Blick weg von der Gesellschaft und richtet ihn auf den einzelnen Menschen. Erst wenn „die

vorhandene Trennung im Inneren des Menschen aufgehoben wird und seine Natur vollständig genug entwickelt, um selbst die Künstlerin zu sein...“ (7. Brief) kann der Traum eines moralischen Staats Realität werden.

5. Die Rolle des Individuums bei der Verwirklichung des Idealstaats

Der Mensch ist entweder zu faul, um den harten Kampf auf sich zu nehmen, oder er hat Angst die selbsterbaute Welt zu verlieren. „Energie des Muts gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen“ (8. Brief). Schiller lässt sich vom lateinischen Sprichwort „Sapere aude“ inspirieren, das er mit „Erkühne dich, weise zu sein“ übersetzt. Immanuel Kant hatte sich zuvor des gleichen Spruchs in eigener Deutung bedient und ihn zum Leitspruch der Aufklärung erklärt.²

Der Mensch kann sich seinem wahren Bild nur durch die Kraft des Willens und mutigen Herzens nähern. Die Wahrheit selbst soll zu einer Kraftquelle werden und im Menschen einen Trieb aufrichten, der ihn zur Vervollkommnung führt.

Die Aufklärung des Verstandes findet nicht durch weitere Ausbildung der Vernunft statt, sondern durch Veredelung des menschlichen Charakters. Die Mitte des Menschen soll kultiviert, sein Empfindungsvermögen ausgebildet werden, „weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muss geöffnet werden.“ (8. Brief)

6. Der Beitrag der Kunst

Auf diesem Weg ist der Mensch nicht allein; „die schöne Kunst“ steht ihm zur Seite und dient ihm als Werkzeug, um zum idealen Bild des Menschen zu gelangen. Das Leitmotiv, von dem Schillers Betrachtung ausgeht, tritt hier zum ersten Mal auf: die Briefe sollen die Resultate seiner Untersuchungen über „das Schöne und die Kunst“ unterbreiten. Noch liegt keine Erklärung vor, warum die Kunst die Antwort auf den fehlenden Übergang zwischen

² Auch Fichte bedient sich dieses Spruches in seiner Schrift: „Die Bestimmung des Menschen“, wo im zweiten mit „Wissen“ bezeichneten Buch der in seinem Gram verzweifelte Mensch von einem erscheinenden Geist angesprochen wird.

„Einst um die Stunde der Mitternacht schien eine wunderbare Gestalt vor mir vorüberzugehen, und mich anzureden: Armer Sterblicher, hörte ich sagen; du häufest Fehlschlüsse auf Fehlschlüsse, und dünkest dich wiese. Du erbebst vor Schreckbildern, die du dir selbst erst mit Mühe geschaffen hast. *Erkühne dich wahrhaft weise zu werden.*“ (Hervorhebung durch den Verfasser)

Fichte, J. G. (2000) Die Bestimmung des Menschen. Hamburg, S. 37

der sinnlichen und der vernünftigen Natur des Menschen darstellt. Den Beweis seiner Hauptthese wird Schiller in den folgenden Briefen leisten.

Vorausgesetzt wird, dass sich die Kunst einzig und allein von ihrem Ideal leiten lässt, wobei einige Forderungen erfüllt sein müssen. Die Haltung des Künstlers soll durch eine moralische Einstellung seiner Seele gekennzeichnet sein, gereinigt von Selbstsucht und Gier.

„Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis.“ (9. Brief).

Das Ideal muss aus der Übereinstimmung zwischen dem, was möglich ist, und dem, was die Vernunft für notwendig hält, entstehen. Darüberhinaus und in erster Linie nach dem Guten streben. Dieses Ideal soll der Künstler tief in seine Seele einprägen, ohne daran festhalten zu wollen, und ihm die erforderliche Zeit gönnen, damit der edle Trieb Wurzeln schlagen kann und reife Früchte hervorbringt.

Ein solches Ideal kann durch äußere Umstände nicht verdorben werden und ist gegen alle Eingriffe geschützt, versichert Schiller demjenigen, der sich auf den Weg macht:

„Gib also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edlen Trieb in seiner Brust, bei allem Widerstande des Jahrhunderts, Genüge zu tun habe, gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen.“ (9. Brief)

Woher soll der Mensch die Kraft holen, die er benötigt, um nicht auf die beiden Abwege der Verwilderung und der Erschlaffung, die seine Menschlichkeit bedrohen, zu geraten? Eigentlich ist diese Kraft in der Natur des Menschen schon vorhanden und drückt sich in der Energie seines Charakters und in seinem Tatendrang aus. Diese Kraft ist der ungebändigte Wille, der leicht in Verwilderung ausarten kann. Dieselbe Kraft führt hingegen, wenn sie nach innen genommen und gebändigt ist, zur Veränderung, Entwicklung und Vervollkommnung des Menschen. Sie ist nach Schillers Auffassung sogar unersetzbar:

„Und doch ist gerade diese Energie des Charakters [...], die wirksamste Feder alles Großen und Trefflichen im Menschen, deren Mangel kein anderer wenn auch noch so großer Vorzug ersetzen kann.“ (10. Brief)

Andererseits stellt sich die Frage: wie soll die Schönheit diese „doppelte Verirrung“ lösen? Wie soll sie gleichzeitig die wildgewordene Natur in Fesseln legen und den verkommenen

Aristokraten aus seiner Erschlaffung befreien? Ist sie imstande beides zugleich zu leisten? Falls nicht, wie soll man ihr die Ausbildung und Verfeinerung der Menschheit überlassen? All diese Fragen müssen unbeantwortet bleiben, bis deutlich wird, was unter Schönheit eigentlich zu verstehen ist. Den Richterstuhl, der darüber entscheiden soll, erblickt Schiller nicht in der sinnlichen Welt, wo die Schönheit ihren Ausdruck findet, sondern in der Vernunft. Eine objektive Quelle ist erforderlich, die in der Lage ist zu urteilen, ob dasjenige, was in der Erscheinungswelt als „schön“ bezeichnet wird, eine solche Bezeichnung verdient und dem gefundenen Begriff der Schönheit entspricht. Ob ein solcher Begriff sich finden lässt, bleibt offen, denn dieser soll aus der „sinnlichvernünftigen“ Natur des Menschen geschöpft werden, damit die ganze Fülle der Möglichkeiten beurteilt werden kann. Es scheint, dass der Weg zu einem reinen Vernunftbegriff der Schönheit wieder zum Menschen zurückführt. Schiller selbst bestätigt diese Annahme: „Zu dem reinen Begriff der Menschheit müssen wir uns also nunmehr erheben.“ (10. Brief)

Hier wiederum ist es notwendig einen transzendentalen Weg einzuschlagen, denn die Erfahrung vermag nur einzelne Zustände zu spiegeln und kann niemals etwas für die ganze Menschheit objektiv Gültiges aufzeigen. Die vertraute Welt der sinnlichen Erscheinungen müssen wir eine Zeitlang verlassen und uns in die reine Welt der Abstraktion begeben. Der Versuch ist lohnenswert, wenn ein fester, unerschütterlicher Grund daraus entspringt. Für Schiller steht allerdings fest: „Wer sich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern.“ (10. Brief)

7. Die menschliche Natur

Wieder steht der Mensch im Mittelpunkt der Betrachtung, die diesmal in der reinen Welt der Abstraktion weitergeführt wird. An den Grenzen der Abstraktion angekommen wendet sich Schiller zwei zentralen Begriffen zu: Person und Zustand.

In jedem Menschen kann man etwas, was bleibt, von etwas unterscheiden, was sich unaufhörlich verändert, nämlich die Person von ihrem Zustand. „Wir sind weil wir sind; wir empfinden, denken und wollen, weil außer uns noch etwas anderes ist.“ (11. Brief). Das Selbst, das sich im „ewig beharrenden ICH“ offenbart, und seine dauernd wechselnden Bestimmungen sind ewig zwei in dem endlichen Menschen. Der Mensch steht vor der Aufgabe ein Ganzes zu werden, denn was beim endlichen Menschen getrennt erscheint, ist beim vollkommenen Wesen schon unzertrennlich verbunden.

„Der Mensch, vorgestellt in seiner Vollendung, wäre demnach die beharrliche Einheit, die in den Fluten der Veränderung ewig dieselbe bleibt.“ (11. Brief)

Die schon im 4. Brief angekündigte Übereinstimmung des Menschen mit sich selbst, wird hier zur letzten Konsequenz geführt. In dieser im Menschen angelegten Möglichkeit verbirgt sich seine Verwandtschaft mit dem Göttlichen. Das Göttliche äußert sich in der Fülle aller möglichen Erscheinungen und deren Rückführung zu ihrem eigentlichen Ursprung. Das Eine und die Vielheit fallen im Göttlichen zusammen.

Daraus ergeben sich zwei entgegengesetzte Anforderungen an den Menschen: Die erste verlangt von ihm „absolute Realität“: Jede im Menschen vorhandene Veranlagung soll zur Entfaltung kommen und wirksam werden. Die zweite Anforderung betrifft die „absolute Formalität“: Alles, was der Veränderung unterliegt, soll der Mensch in eine Beziehung bringen; dem, was in der Welt zusammenhanglos nebeneinander zu sein scheint, soll er einen Sinn geben; das Chaos soll er ordnen.

„Mit anderen Worten: er soll alles innre veräußern und alles äußere formen.“ (11. Brief)

8. Die Grundtriebe des Menschen

Zur Erfüllung dieser doppelten Aufgabe stehen dem Menschen zwei Kräfte von entgegengesetzter Natur zur Verfügung. Diese beiden Kräfte treiben den Menschen gewissermaßen dazu, die jeweils bevorstehende Aufgabe zu vollziehen, weshalb sie als „Triebe“ bezeichnet werden.³

1. Der sinnliche oder Stofftrieb geht vom physischen Dasein des Menschen und seiner sinnlichen Natur aus. Seine Aufgabe besteht darin, den Menschen „in der Zeit zu setzen und zur Materie zu machen.“

„Materie aber heißt hier nichts als Veränderung oder Realität, die die Zeit erfüllt; mithin fordert dieser Trieb, dass Veränderung sei, dass die Zeit einen Inhalt habe.“ (12. Brief)

Innerhalb der Zeit erscheint nichts synchron, sondern nacheinander. Die Realität ist in einen prozessualen Vorgang inbegriffen, der sich im Laufe der Zeit entwickelt und nur innerhalb dieser in seiner Ganzheit wahrgenommen werden kann. Der Mensch kann mit seinen Sinnen die materielle Welt wahrnehmen. Indem er jedoch eine bestimmte Realität

³ Alles menschliche Streben als Trieb zu bezeichnen, war damals im philosophischen Denken weit verbreitet. Der Begriff wurde von Johann Gottlieb Fichte in seiner „Wissenschaftslehre“ eingeführt.

wahrnimmt, sind alle anderen möglichen Realitäten von der Wahrnehmung ausgeschlossen. Nur das, was er in diesem einen Moment empfindet, ist für ihn wirklich, der Rest ist nicht vorhanden.

„Wo also dieser Trieb ausschließend wirkt, da ist notwendig die höchste Begrenzung vorhanden; der Mensch ist in diesem Zustande nichts als eine Größeneinheit, ein erfüllter Moment der Zeit.“ (12. Brief)

Durch den sinnlichen Trieb wird die reale, physische Existenz des Menschen aufrechterhalten und die Realität der Welt für ihn zugänglich gemacht. Der Mensch wird zum Realisten. Seine Gedanken drängen nach einem fest konturierten Inhalt und seine Taten nach einem eindeutigen Zweck. Er erwacht in der Welt, aber im gleichen Maße gerät er in Gefahr, seinen strebenden Geist an die Sinnlichkeit zu fesseln.

Wenn er von der Empfindung beherrscht wird, ist „er außer seinem Ich“⁴, er geht aus sich hinaus und verliert sich an die Welt. Den Weg zu sich selbst zurück findet er dank der Besonnenheit.

2. Der Formtrieb geht von der vernünftigen Natur des Menschen aus und ist bestrebt, die verschiedenen Zustände seiner Person in Harmonie zu bringen.

Das Unveränderliche und Ewige im Menschen wird in den Vordergrund gestellt. Die Person als absolute und unteilbare Einheit ist nie im Widerspruch mit sich selbst „da wir in alle Ewigkeit wir sind“ (12. Brief). Alle seine Forderungen haben deshalb Ewigkeitscharakter. Die Zeit mit all ihre Veränderungen wird aufgehoben und der Mensch strebt danach das, was er als wahr und richtig erkannt hat, der Welt einzuprägen. Im Gegensatz zum Gefühl, das uns nur mitteilen kann, was in einem bestimmten Moment und für eine bestimmte Person richtig ist, entscheidet sich der Gedanke für das Ewige und das moralische Gefühl für das Gesetz. Der Formtrieb verwandelt den einzelnen Fall in einen für alle Menschen gültigen und den Augenblick in Ewigkeit.

„Es ist die höchste Erweiterung des Seins“ (12. Brief) in der alle Menschen Platz haben. Wir sind nicht mehr in der Zeit, „wir sind nicht mehr Individuen, sondern Gattung“ (12. Brief) geworden.

⁴ Schiller spricht in der Anm. zum 12 Brief, vom Zustand der Selbstlosigkeit, in welchem sich der Mensch befindet, wenn er von der Empfindung beherrscht wird, und macht auf den sprachlichen Ausdruck aufmerksam, mit dem ein solcher Zustand als „*außer sich sein*“, das heißt, außer seinem Ich sein.“ charakterisiert wird.

Der Begriff der Menschheit, den Schiller sucht, scheint durch die Charakterisierung dieser beiden Triebe vollständig zu sein, und er fügt hinzu: „ein dritter *Grundtrieb*, der beide vermitteln könnte, ist schlechterdings ein undenkbarer Begriff.“ (13. Brief). Seine Behauptung klingt sonderbar, denn gerade der noch fehlende Trieb ist als Schillers eigentliche Schöpfung in die Philosophiegeschichte eingegangen. Schiller fragt sich dessen ungeachtet, wie die Einheit des Menschen wiederherzustellen sei, wenn seine Natur auf zwei radikal entgegengesetzte Kräfte gegründet ist. Auf den ersten Blick kann man sich an ihrer widersprüchlichen Natur stoßen, näher betrachtet, fällt auf, dass beide Triebe unterschiedliche Ziele haben und sich folglich nicht gegenseitig behindern müssen. Während der sinnliche Trieb seine Kräfte innerhalb der materiellen Welt ausübt, ist der Formtrieb bemüht, die moralischen Werte durch Gesetze zu bewahren. Kritisch wird es, wenn sich ihre Gebiete überschneiden:

„Sie sind also von Natur nicht entgegengesetzt, und wenn sie demohngeachtet so erscheinen, so sind sie es erst geworden durch eine freie Übertretung der Natur, indem sie sich selbst missverstehen, und ihre Sphären verwirren.“ (13. Brief)

Dass beide Triebe als gleichwertig aufgefasst werden und jeder auf seinem Gebiet wirken kann, ist nach Schiller Aufgabe der Kultur. Schiller fordert die Harmonie beider Triebe, wobei keiner eine bevorzugte Position einnehmen soll. Die zu seiner Zeit übliche Ansicht, dass die Vernunft über die Sinnlichkeit triumphiert, um die Menschlichkeit zu schützen, wird von Schiller nicht vertreten.

Wichtig erscheint ihm dagegen die volle Ausbildung beider Triebe: des sinnlichen Triebes durch die „Ausbildung des Gefühlsvermögens“, des Formtriebs durch die Ausbildung des „Vernunftvermögens“.

Die Entfaltung seiner Sinnlichkeit erreicht der Mensch, indem er sich mit der Welt zu verbinden bemüht und seine Wahrnehmungsfähigkeit intensiviert, so dass er die Welt in sich aufnimmt und sich selbst zurückhält.

„Je vielseitiger sich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieselbe ist und je mehr Fläche sie den Erscheinungen darbietet, desto mehr Welt *ergreift* der Mensch, desto mehr Anlagen entwickelt er in sich.“ (13. Brief)

Die Kultivierung der Sinne, die Steigerung seiner Aufmerksamkeit und die Offenheit der Welt gegenüber, stehen hier im Vordergrund.

Dahingegen, sobald der Mensch selbstständig und von der Welt unabhängig wird, bildet sich seine Vernunft aus. Die eigene Aktivität des Menschen soll dabei so viel wie möglich gesteigert werden.

„Je mehr Kraft und Tiefe der Persönlichkeit, je mehr Freiheit die Vernunft gewinnt, desto mehr Welt *begreift* der Mensch, desto mehr Form schafft er außer sich.“ (13. Brief)

Durch die volle Entfaltung beider Triebe und durch deren Bündnis erreicht der Mensch seine Ganzheit und kann den Reichtum der Natur genießen, ohne sich selbst darin zu verlieren. „Offenheit des Sinnes mit Energie des Verstandes“ (13. Brief) müssen zusammentreffen. Das richtige Maß in der Entfaltung beider Triebe und deren Gleichwertigkeit ist dabei entscheidend. Ein Zuviel oder Zuwenig in der einen oder anderen Richtung kann fatale Konsequenzen haben und der Mensch dadurch seine eigene Bestimmung verfehlen. Erst wenn es dem Menschen gelingt, beide Triebe zugleich zu erfahren, wird ihm seine Menschlichkeit bewusst:

„Gäbe es aber Fälle, wo er diese doppelte Erfahrung *zugleich* machte, wo er zugleich seiner Freiheit bewusst würde, und sein Dasein empfände, wo er sich zugleich als Materie fühlte, und als Geist kennen lernte, so hätte er in diesen Fällen, und schlechterdings nur in diesen, eine vollständige Anschauung seiner Menschheit“ (14. Brief).

Durch dieses Erlebnis, wenn ein solches überhaupt möglich ist, wird im Menschen ein neuer Trieb „aufgeweckt“, der von Schiller als „Spieltrieb“ bezeichnet wird. Seine erwählte Benennung wird Schiller in den folgenden Briefen rechtfertigen. In ihm sollen die beiden Grundtriebe verbunden werden, um ihr optimales Gleichgewicht in der Wechselwirkung ihrer Kräfte zu erfahren und „Form in die Materie und Realität in die Form“ zu bringen. (14. Brief)

9. Der Spieltrieb

Der Spieltrieb tritt im 14. Brief auf Schillers philosophischer Bühne zum ersten Mal auf. Seine vermittelnde Rolle soll die durch die Naturkräfte und die Gesetze der Vernunft hervorgerufene Zwangslage beenden und „den Menschen, sowohl physisch als moralisch, in Freiheit setzen“ (14. Brief).

Zu Beginn des 15. Briefes kündigt Schiller an, dass er dem angestrebten Ziel immer näher komme. Er wollte von Anfang an über das Schöne schreiben, aber seinem Schönheitsbegriff sollte eine objektive Dimension zugrunde liegen. Das Schöne sollte sich

nicht aus der subjektiven Stimmung des Betrachters ergeben, sondern aus der inneren Harmonie der in ihm vorhandenen Grundtriebe entstehen und sich in dem daraus resultierenden Kunstwerk äußern.

Der Gegenstand des sinnlichen Triebes beinhaltet das materielle Dasein, dessen Realität wir mit Hilfe unserer Sinne wahrnehmen: das Leben.

Der Gegenstand des Formtriebs, der zur Wahrnehmung der Realität ihre formale Beschaffenheit und die begriffliche Erfassung derselben hinzufügt, ist die Gestalt.

Aus der Verbindung der Gegenstände der beiden Grundtriebe geht der Gegenstand des Spieltriebes hervor, der beide enthält und von Schiller als „lebende Gestalt“ bezeichnet wird. Die lebende Gestalt bringt das Schöne hervor:

„Das Schöne soll nicht bloßes Leben und nicht bloße Gestalt, sondern lebende Gestalt, das ist Schönheit, sein.“ (15. Brief).

Die Erfahrung teilt uns mit, ob etwas schön ist, die Vernunft beurteilt, ob es dem gewonnenen Schönheitsbegriff entspricht. Wie kommt die Schönheit jedoch zustande? Ihr Auftritt verrät nichts über ihre Entstehungsgeschichte und weder die Erfahrung noch die Vernunft können uns darüber Auskunft geben.

„Wie aber eine Schönheit sein kann, und wie eine Menschheit möglich ist, kann uns weder Vernunft noch Erfahrung lehren.“ (15. Brief)

Dennoch ist es möglich, dasjenige was die Schönheit in beiden Bereichen bewirkt, zu ermitteln. In der Betrachtung eines schönen Gegenstandes verliert die Natur ihre Mächtigkeit und wird *klein*, indem sie ihre Mannigfaltigkeit verliert und nur in einem einzigen Gegenstand erscheint. Das Gesetz verliert beim Anblick der anmutigen Schönheit seine Strenge und wird *leicht*. Beide werden von ihrem einschränkenden Blick befreit und der Mensch erfährt eine *Erweiterung* seiner Natur.

„Da sich das Gemüt bei Anschauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwischen dem Gesetz und Bedürfnis befindet, so ist es eben darum, weil es sich zwischen beiden teilt, dem Zwange sowohl des einen als des anderen entzogen.“ (15. Brief)

Der Mensch kann sich in diesem neu eroberten Raum, in dem er die Grenzen seiner selbst überwindet, frei bewegen, und sich im freien Spiel der in ihm vorhandenen Veranlagung neu entdecken. Nur hier ist der erwachte Spieltrieb beheimatet, wie Schiller betont: „der Mensch soll mit der Schönheit *nur spielen*, und er soll *nur mit der Schönheit spielen*.“ (15. Brief)

Schiller fährt fort mit den vielzitierten Worten: „Denn, um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und *er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.*“ Dieser Satz, verspricht er, werde es dank seiner Tiefe und Bedeutsamkeit möglich machen, dass ein Verständnis der ästhetischen Kunst und „der noch schwierigeren Lebenskunst“ gelingt.

10. Die Schönheit als Vermittlerin

Die Schönheit entsteht aus dem Wechselspiel der beiden Grundtriebe. Höchstes Ziel ist die Herstellung eines harmonischen Gleichgewichts zwischen ihnen. Das vollkommene Gleichgewicht wird in der Tat nie erreicht, viel eher kann von einem *Schwanken* zwischen den Prinzipien gesprochen werden.

Die Wirklichkeit kann auf zweierlei Weise vom Ideal abweichen, durch Übermacht der Sinnlichkeit oder des Verstandes. Die Schönheit wirkt als vermittelndes Element und sorgt durch ihre Wirkung, die Schiller als „auflösend“ oder „anspannend“ beschreibt, für den fehlenden Ausgleich. Durch ihre *auflösende* Wirkung, indem sie die Spannung zwischen den beiden Trieben auflöst und jeden in seinen eigenen Bereich verweist, und durch ihre *anspannende* Wirkung, indem jeder Trieb in seinem jeweiligen Vermögen bestärkt wird.

Die Schönheit, die obwohl als Ideal gedacht eine Einheit darstellt, besitzt dennoch sowohl eine *schmelzende* als auch eine *energische* Eigenschaft. Diese Eigenschaften führen in der Realität zu einer Differenzierung der Schönheit innerhalb der Erfahrungswelt.

Die schmelzende Schönheit wirkt beruhigend auf ein angespanntes Gemüt, sei es im Physischen oder im Moralischen. Die Gefahr besteht darin, dass nicht nur die Begierden und Leidenschaften besänftigt, sondern auch die positiven Gefühle erstickt werden und der Charakter des Menschen verflacht.

Die energische Schönheit versucht ein lahm gewordenes Gemüt mit neuem Schwung und Elan zu beleben, wobei der ursprüngliche Impuls ungewollt zu einem Sensibilitätsverlust und zur Verwilderung des Charakters führen kann.

Im 17. Brief vertieft sich Schiller in die doppelte Darbietung der Schönheit und deren Wirkung auf den realen Menschen, der sich immer in einem eingeschränkten Zustand befindet. Während die schmelzende Schönheit die Harmonisierung seiner einseitig wirkenden Kräfte herbeiführt, fügt ihm die energische Schönheit die fehlende Energie hinzu und kann in ihm Begeisterung wachrufen.

Die schmelzende Schönheit spielt durch ihre ausgleichende und vermittelnde Wirkung, eine wichtige Rolle in Schillers Betrachtung und wird näher beschrieben; denn solange der Mensch unter der Macht eines der beiden Triebe steht, wird seine Lage eine angespannte sein. Angespannt ist das Gemüt des Menschen, das sich unter dem Zwang von Empfindungen oder Vorstellungen befindet und nur durch die Zusammenwirkung beider Triebe von deren Alleinherrschaft befreien kann. Die schmelzende Schönheit muss dementsprechend zweigleisig verfahren:

„Sie wird *erstlich* als ruhige Form das wilde Leben besänftigen, und von Empfindungen zu Gedanken den Übergang bahnen; sie wird *zweitens* als lebendes Bild die abgezogene Form mit sinnlicher Kraft ausrüsten, den Begriff zur Anschauung und das Gesetz zum Gefühl zurückführen.“ (17. Brief)

Durch die Schönheit findet der sinnliche Mensch den Weg zur denkerischen Tätigkeit und mittels seiner Sinne entdeckt der geistige Mensch die Naturwelt.

So entsteht ein *mittlerer Zustand* zwischen Materie und Form, Sinnlichkeit und Vernunft, Empfinden und Denken.

11. Der Weg zur Ästhetik

Obwohl dieser mittlere Zustand eine Realität zu sein scheint, ist er zugleich ein undenkbarer Begriff, denn der Abstand zwischen beiden Gegensätzen ist unendlich groß und unüberwindbar. An diesem Punkt bleibt Schiller stehen und macht darauf aufmerksam, dass in der Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs der Schlüssel für ein tieferes Verständnis des Ästhetischen liegt:

„Wie heben wir nun diesen Widerspruch? [...] Dies ist der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft, und gelingt es uns, dieses Problem befriedigend aufzulösen, so haben wir zugleich den Faden gefunden, der uns durch das ganze Labyrinth der Ästhetik führt.“ (18. Brief)

Damit die Schönheit diese endlose Kluft überbrücken kann, müssen zunächst zwei Schritte vollzogen werden:

1. Beide Bereiche sind so streng wie möglich voneinander zu trennen, damit keine Vermischung auftritt, die zu Missverständnissen führen könnte.
2. Die entgegengesetzten Zustände sind miteinander so vollkommen zu verbinden, dass beide Zustände gänzlich in einem dritten aufgehen.

Schiller behauptet, die Kontroverse über die Auffassung der Schönheit innerhalb der Philosophie sei auf die mangelnde Berücksichtigung dieser Vorgehensweise zurückzuführen.

Obwohl dieser Vorgang die Grundlage für eine Überbrückung des Gegensatzes der beiden Grundtriebe bildet, wird die Schönheit ohne Unterstützung durch ein neues Vermögen nicht in der Lage sein, den immensen Abstand auszufüllen:

„Wenn nun also von dem Schönen behauptet wird, dass es dem Menschen einen Übergang vom Empfinden zum Denken bahne, so ist dies keineswegs so zu verstehen, als ob durch das Schöne die Kluft könnte ausgefüllt werden, die das Empfinden vom Denken, die das Leiden von der Tätigkeit trennt; diese Kluft ist unendlich, und ohne Dazwischenkunft eines neuen und selbstständigen Vermögens kann aus dem Einzelnen in Ewigkeit nichts Allgemeines, kann aus dem Zufälligen nichts Notwendiges werden.“
(19. Brief)

Schiller findet im menschlichen Denken das gesuchte Vermögen und im Gedanken ihren unmittelbaren Ausdruck. Denn der Gedanke zeigt sich als vermittelndes und unabhängiges Element, der selbst wenn sein Inhalt aus der Sinneswelt herholt, ohne diesen bestehen kann. Die Selbständigkeit ist ein wesentliches Merkmal damit der Gedanke frei von fremden Einflüssen bleibt. In diesem Bereich kann die Schönheit wirken, indem sie dem Denken die nötige Freiheit zur Verfügung stellt, was nicht ohne Hinderungen geschieht:

„Dies aber setzt voraus dass die Freiheit der Denkkräfte gehemmt werden könne, welches mit dem Begriff eines selbstständigen Vermögens zu streiten scheint.“ (19. Brief)

Die Aufgabe des Geistes bzw. der Vernunft ist es, die leidenschaftlichen sinnlichen Kräfte einzuschränken, damit die erforderliche Freiheit ungefährdet bleibt. Die heiß ersehnte Freiheit tritt ins Spiel. Am Ende des 19. Briefes wird die von Schiller gemeinte Freiheit in einer Fußnote genau beschrieben:

„Um aller Missdeutung vorzubeugen, bemerke ich, dass, so oft hier von Freiheit die Rede ist, nicht diejenige gemeint ist, die dem Menschen, als Intelligenz betrachtet, notwendig zukommt, und ihm weder gegeben noch genommen werden kann, sondern diejenige, welche sich auf seine gemischte Natur gründet.“

Die doppelte Natur des Menschen gibt ihm erst die Möglichkeit seine eigene Freiheit zu erüben, um letztendlich eines Tages wirklich frei zu werden. Der Mensch darf nicht mit einem der beiden Grundtriebe identifiziert werden, da er weder ausschließlich Materie

noch Form, weder Sinnlichkeit noch ausschließlich Vernunft ist. Innerhalb dieser Gegenüberstellung setzt Schiller den Ursprung der Freiheit an. Des Menschen Freiheit wächst in dem Maße, wie es ihm selbstbewusst gelingt die Zügel seiner selbst in der Hand zu halten. Der Wille steht dem Menschen bei der Durchführung dieses Auftrags als eine *Macht* zur Seite, die beide Triebe in ihre Schranken weist, und dem Menschen einen freien Spielraum verschafft, in dem er seine Freiheit ausüben kann. Damit wird der Wille zur Signatur der Menschlichkeit schlechthin.

„Es gibt in dem Menschen keine andere Macht, als seinen Willen, und nur was den Menschen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewusstseins, kann die innere Freiheit aufheben.“ (19. Brief)

Weil die Freiheit aus der Entgegensetzung der beiden Grundtriebe entsteht, kann sie erst wirksam werden, wenn beide Triebe vollständig entwickelt sind. Das ist nicht von Anfang an der Fall. Der sinnliche Trieb entwickelt sich als erster, eine Tatsache, die für das Verständnis der Freiheit im Schiller'schen Sinn entscheidend ist:

„Der sinnliche Trieb kommt also früher als der vernünftige zur Wirkung, weil die Empfindung dem Bewusstsein vorhergeht, und in dieser *Priorität* des sinnlichen Triebes finden wir den Aufschluss zu der ganzen Geschichte der menschliche Freiheit.“ (20. Brief)

Damit der Mensch den Übergang zum Denken findet, muss die Empfindung, die sich bis dahin zu einem gewissen Grade entwickelt hat, erst einmal angehalten werden: „Es ist also nicht damit getan, dass etwas anfange, was noch nicht war; es muss zuvor etwas aufhören, welches war.“ (20. Brief) Der Mensch gerät „augenblicklich“ in einen dem frühen Säuglingsalter ähnlichen Zustand, in dem er noch nicht durch die Sinneswahrnehmungen beeinflusst und bestimmt wurde – allerdings ohne auf den Reichtum der schon gemachten Erfahrungen verzichten zu müssen. Er soll frei von „aller Bestimmung“ sein, ohne die erlangte Bestimmung und mit ihr den gewonnenen Bezug zur Realität zu verlieren. Damit die Macht der Vernunft im Menschen wirken kann, muss die Empfindung zurücktreten mit dem Ziel, dass sich beide absolut gleichwertig gegenüberstehen. „Die Schalen einer Waage stehen gleich, wenn sie leer sind; sie stehen aber auch gleich, wenn sie gleiche Gewichte enthalten.“ (20. Brief)

12. Die ästhetische Stimmung

Empfindung und Vernunft stehen sich nun gegenüber, aber wie gelingt der Übergang von dem einen zum anderen? Der Übergang von der Empfindung zum Gedanken wird durch eine mittlere Stimmung bewältigt, die den Menschen frei von allem Zwang physisch wie moralisch tätig sein lässt. Schiller nennt diese dazwischentretende Stimmung die *ästhetische* Stimmung. In ihr ist unsere ganze Natur enthalten und sie steht außerdem frei zwischen den beiden in uns vorhandenen Kräften, ohne sich von der einen oder anderen beeinflussen zu lassen.

Die Ästhetik soll den Menschen zur Schönheit erziehen. Die Schönheit kann, wie schon erwähnt, die harmonische Entfaltung aller menschlichen Fähigkeiten in Freiheit herbeiführen. Und diese Freiheit ist, wie Schiller bereits im 18. Brief bemerkte, auf keinen Fall gesetzlos und willkürlich:

„Jene bedenken aber nicht, dass die Freiheit, in welche sie mit allem Recht das Wesen der Schönheit setzen, nicht Gesetzlosigkeit, sondern Harmonie von Gesetzen, nicht Willkürlichkeit, sondern höchste innere Notwendigkeit ist.“

Auch am Ende des 20. Briefes betont Schiller in einer Anmerkung erneut „dass das Gemüt im ästhetischen Zustand zwar frei und im höchsten Grade frei von allem Zwang, aber keineswegs frei von Gesetzen handelt.“ Der Hauptunterschied besteht darin, dass die Gesetze, die das Gemüt im ästhetischen Zustand befolgt, *nicht vorgestellt werden* und deshalb keinerlei Zwang ausüben. Wie Schiller im nächsten Brief weiter ausführt, werden diese Gesetze, die seine eigene Entwicklung betreffen, von den Menschen selbst frei gewählt.

„Durch die ästhetische Kultur bleibt also der persönliche Wert eines Menschen oder seine Würde, insofern diese nur von ihm selbst abhängen kann, noch völlig unbestimmt, und es ist weiter nichts erreicht, als dass es ihm nunmehr *von Natur wegen* möglich gemacht ist, aus sich selbst zu machen, was er will – dass ihm die Freiheit, zu sein, was er sein soll, vollkommen zurückgegeben ist.“ (21. Brief)

Das Vermögen, welches dem Menschen in der ästhetischen Stimmung zurückgegeben wird ist das Höchste, was dem Menschen geschenkt werden kann, sich selbst in Freiheit bestimmen zu dürfen; ein freier Mensch zu werden. Zwar steht dieses Geschenk ihm frei zur Verfügung, das Geschenkte muss er jedoch mit seinem eigenen Willen ergreifen. Aus

diesem Grund wird die Schönheit von Schiller „unsere zweite Schöpferin“ genannt, denn sie gibt uns die Möglichkeit, uns neu zu erschaffen.

Die ästhetische Stimmung kann in einer Hinsicht als *Null* betrachtet werden, weil sie auf nichts Bestimmtes hinzielt. Andererseits bewirkt sie einen Zustand *der höchsten Realität*, der unbeschränkt die ganze Breite der in uns vorhandenen Möglichkeiten umfasst. Auch zeitlich kennt der ästhetische Zustand keine Grenzen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verschmelzen ineinander und das ursprünglich Menschliche tritt hervor:

„Hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit gerissen; und unsre Menschheit äußert sich mit einer Reinheit und *Integrität*, als hätte sie von der Einwirkung äußerer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.“ (22. Brief)

Der außergewöhnliche Zustand, in den wir beim Anblick echter Schönheit versetzt werden können, wurde von Schiller schon im 15. Brief als ein Zustand „der höchsten Ruhe und der höchsten Bewegung“ beschrieben, in dem obwohl wir tief berührt werden sprachlos, ohne Worte davorstehen. Jetzt greift Schiller das Thema der Kunst als Mittel erneut auf, um in uns eine ästhetische Stimmung zu erzeugen. Verschiedene Künste und ihre spezifischen Wirkungen werden untersucht. Je mehr die verschiedenen Künste „in ihrer Wirkung auf das Gemüt“ einander immer ähnlicher werden, je objektiver und allgemeingültig ihre Ergebnisse ausfallen, desto edler werden sie und desto näher rücken sie an das Ideal eines wahren Kunstwerks. Die Echtheit eines Kunstwerks beweist sich durch die innere Freiheit und Belebung, die der Mensch bei seiner Betrachtung erfährt.

„Diese hohe Gleichmütigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen soll, und es gibt keinen sicherern Proberstein der wahren ästhetischen Güte.“ (22. Brief)

Die ästhetische Freiheit ist erreicht, wenn es dem Künstler gelingt die Materie so zu gestalten, dass man den Stoff, aus dem das Kunstwerk gewonnen wurde, vergisst: „Nur von der Form ist wahre ästhetische Freiheit zu erwarten. Darin also besteht das eigentliche Kunstgeheimnis des Meisters, *dass er den Stoff durch die Form vertilgt.*“ (22. Brief) Durch den künstlerischen Prozess entsteht etwas Neues noch nie Dagewesenes; der Stoff aus dem das Kunstwerk gewonnen wurde, bietet nur die Grundlage dafür und tritt zurück sobald die gestaltende Form an Ausdruck gewinnt.

Aber nicht nur der Künstler, sondern auch der Betrachter soll in den Genuss der ästhetischen Freiheit kommen:

„Das Gemüt des Zuschauers und Zuhörers muss völlig frei und unverletzt bleiben, es muss aus dem Zauberkreise des Künstlers rein und vollkommen, wie aus den Händen des Schöpfers gehen.“ (22. Brief)

Die Kunst von Schiller am Anfang seiner Abhandlung als „Tochter der Freiheit“ gefeiert, kann nicht anders als allen, die mit ihr in Berührung kommen, Freiheit spenden. Das Hauptanliegen der Kunst ist es, den Menschen zur zwangslosen freien Selbsterfahrung zu verhelfen, und nichts liegt ihr ferner, als auf den Menschen moralisch einzuwirken.

13. Der Wirkung des Ästhetischen auf den Menschen

Am Anfang des 23. Briefes bringt Schiller die beiden Fragen, die ihn zutiefst bewegen, wieder zusammen. Die unermessliche Kluft zwischen der sinnlichen und der vernünftigen Natur des Menschen wird durch den vermittelnden Zustand ästhetischer Freiheit überwunden: „Mit einem Wort: es gibt keinen anderen Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als dass man denselben zuvor ästhetisch macht.“

Darüber hinaus wird von Schiller die freilassende Wirkung des Ästhetischen auf den Menschen hervorgehoben, das ihm nur Möglichkeiten bereitstellt, damit er über ihren Gebrauch selbst bestimme. Gerade diese Selbsttätigkeit ist etwas Neues, das zur sinnlichen Natur des Menschen, die sich aus der Begegnung mit der Außenwelt entwickelt, dazukommt, und die allein aufgrund der eigenen Tätigkeit hinzugewonnen wird. Die Wirklichkeit der Natur, die von außen durch die Sinne empfangen wurde, wird durch die vom eigenen Denken erkannte Wahrheit ergänzt.

„Die Wahrheit ist nichts, was so wie die Wirklichkeit oder das sinnliche Dasein der Dinge von außen empfangen werden kann; sie ist etwas, das die Denkkraft selbsttätig und in ihrer Freiheit hervorbringt, und diese Selbsttätigkeit, diese Freiheit ist es ja eben, was wir bei dem sinnlichen Menschen vermissen.“ (23. Brief)

Die Fähigkeit zur Selbsttätigkeit liegt der Natur des Menschen zugrunde und kann sich letztlich nur mithilfe des ästhetischen Zustands entfalten. Der Schritt vom ästhetischen zum logischen und moralischen Zustand („von der Schönheit zur Wahrheit und zur Pflicht“) ist allerdings viel leichter zu vollziehen als der Schritt vom sinnlichen zum ästhetischen Zustand, denn dafür muss erst die ursprüngliche Natur des Menschen verändert werden, während bei der Entwicklung der Willenskraft nur eine geeignete Gelegenheit nötig ist, die er ergreifen kann oder auch nicht.

„Bei jenem [den ästhetischen Menschen] braucht es oft nichts, als die Aufforderung einer erhabenen Situation, um ihn zum Held und zum Weisen zu machen; diesen [den sinnlichen Menschen] muss man erst unter einen anderen Himmel versetzen.“
(23. Brief)

Wesentlich ist nicht, *was* der Mensch tut, sondern *wie* er es tut. Durch seine Haltung vermag er die Wirklichkeit zu verwandeln und ihr eine Dimension zu verleihen, die über das rein Persönliche hinausgeht. Seine Handlung gewinnt einen allgemeingültigen Charakter und sein Benehmen veredelt sich.

„Edel ist überhaupt ein Gemüt zu nennen, welches die Gabe besitzt, auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand durch die Behandlungsweise in ein Unendliches zu verwandeln.“ (23. Brief, Anm.)

Edel ist für Schiller nicht mit „erhaben“ gleich zu setzen. Der erhabene Geist tut seine Pflicht und handelt nach den Gesetzen der Vernunft, was er tut, ist untadelig und makellos. Ein edler Geist geht *über die Pflicht hinaus*, er begnügt sich nicht mit dem Vorgegebenen, sondern fügt das Fehlende hinzu und ergänzt dasjenige, was einseitig zu sein droht. Außerdem gibt er sich mit seiner eigenen Freiheit nicht zufrieden, vielmehr soll alles, was ihn umgibt, die gleiche Freiheit genießen dürfen. Die Schönheit steht ihm dabei als „der einzig mögliche Ausdruck der Freiheit in der Erscheinung“ stets zur Seite.

Das Ästhetische ist somit für die Veredlung des menschlichen Charakters unerlässlich.

„Es gibt also zwar kein moralisches, aber es gibt ein ästhetisches Übertreffen der Pflicht, und ein solches Betragen heißt edel.“ (Anm. 23. Brief)

Der Mensch vermag mit Hilfe des ästhetischen über die Grenzen seiner eigenen Natur hinaus zu wachsen.

14. Die Bestimmung des Menschen

Es gibt nach Schiller drei Stufen der Entwicklung, die sowohl der individuelle Mensch als auch die Menschheit als Ganzes durchlaufen, wenn sich der ganze Kreis seiner Bestimmung erfüllen soll. Die Dauer der einzelnen Phasen mag unterschiedlich sein, aber die Reihenfolge ist unverrückbar. Diese drei Zustände werden von Schiller folgendermaßen zusammengefasst:

„Der Mensch in seinem *physischen* Zustand erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem *ästhetischen* Zustand, und er beherrscht sie in dem *moralischen*.“ (24. Brief)

In prägnanter Weise beschreibt Schiller, wie einseitig und desolat die menschliche Existenz wäre, wenn der Mensch sich nicht entwickeln würde. Der rohen Kraft der Natur ausgeliefert verfängt sich der Mensch im Netz seiner Bedürfnisse und von Gier und Selbstsucht getrieben verliert er den Anschluss an die Welt, die für ihn nichts anderes bedeutet als einen potenziellen Besitz oder eine Bedrohung.

„ [...] ewig von ihrem [der Sinnenwelt] Andrang geängstigt, rastlos von dem gebieterischen Bedürfnis gequält, findet er nirgends Ruhe als in der Ermattung, und nirgends Grenzen als in der erschöpften Begier.“ (24. Brief)

Allerdings ist dieser Zustand nicht in der wirklichen Welt, sondern nur als Idee vorhanden. Und dennoch kennt jeder das sinnliche Begehren aus eigener Erfahrung und wie es ist, wenn man sich der Leidenschaft ganz hingibt. Das Drängende unseres Verlangens fesselt uns an die Sinneswelt und, „ohne einer Regel zu dienen“, werden wir zu Sklaven unserer Begierden. Der Mensch kämpft seit jeher gegen seine tierische Natur, die er aber nie ganz überwunden hat, meint Schiller, der gerade nicht in deren Unterdrückung, sondern in der Vereinigung seiner doppelten Natur den menschlichen Auftrag schlechthin sieht.

„Es ist dem Menschen einmal eigen, das Höchste und das Niedrigste in seiner Natur zu vereinigen, und wenn seine *Würde* auf einer strengen Unterscheidung des einen von dem andern beruht, so beruht auf einer geschickten Aufhebung dieses Unterschieds seine *Glückseligkeit*.“ (24. Brief)

Erst gründlich trennen, um dann aufs innigste zu verbinden. Dieses Prinzip, das Schiller im 18. Brief schon beschrieben hat, scheint für ihn unerlässlich zu sein, damit die Kluft unserer gegensätzlichen Natur überwunden werden kann. Beide Zustände, den sinnlichen und den moralischen, auseinander zu halten und ihre jeweilige Domäne zu begreifen, bevor man sie miteinander vereinigt, ist eine Voraussetzung für den erwünschten Werdegang des Menschen. Wenn diese Trennung, die nur mit Hilfe unseres Denkvermögens zu leisten ist, nicht stattfindet, kann der Mensch „in die furchtbarste Knechtschaft stürzen“. Entweder erhält die Vernunft gar keine Chance, weil die Sinnlichkeit gänzlich über den Menschen herrscht, ein „vernunftloses“ Wesen aus ihm macht und ihn annulliert oder die entstehende Vernunft ist noch viel zu schwach, ahmt die Herangehensweise der Sinnlichkeit nach, ohne sich dessen bewusst zu sein, und die

erhabenen Prinzipien des Moralischen bleiben unbeachtet und unerkannt. Für Schiller kann der Mensch in diesem Zustand als „vernünftiges Tier“ bezeichnet werden. Seine eigentliche Bestimmung, Mensch zu werden, bleibt dabei unerfüllt.

Das erste Auftreten der Vernunft im Menschen ist nicht mit dem Anfang seiner Menschlichkeit gleichzusetzen, die erst mit der Eroberung seiner Freiheit beginnt. Schiller beschreibt die allererste Manifestation der Vernunft als Versuch, „seine sinnliche Abhängigkeit grenzenlos zu machen“, d.h.: der Wunsch den eigenen materiellen Besitz zu vermehren, den Genuss auszudehnen und wenn irgend möglich zu verstärken, das eigene Leben bloß zu verlängern, anstatt dem Leben einen Sinn zu geben, und fügt hinzu: „ein Phänomen, das mir für seine Wichtigkeit und Allgemeinheit noch nicht gehörig entwickelt scheint.“ (24. Brief)

Dabei handelt es sich um ein verhängnisvolles Missverständnis, denn die Aufgabe der Vernunft ist es, dem Menschen Hilfe zu leisten, damit er die Grenzen der materiellen Welt zu verlassen wagt und sich zu einer Idealwelt emporhebt, in der „das Absolute“ mit seinen ewigen Werten waltet.

„[...] aber indem vor seiner schwindelnden *Imagination* das Unendliche aufgeht, hat sein Herz noch nicht aufgehört im Einzelnen zu leben, und dem Augenblick zu dienen. Mitten in seiner Tierheit überrascht ihn der Trieb zum Absoluten.“

Die Sehnsucht, sich von den materiellen Fesseln zu befreien, wacht in ihm auf, aber der Mensch hängt an dem Altbekanntem fest. Furcht und Sorge sind die unmittelbaren Folgen einer solchen Haltung und die Angst, das was man hat, sei es ein materielles Gut oder das eigene Leben, zu verlieren.

„Weil die Sinnlichkeit keinen andern Zweck kennt, als ihren Vorteil, und sich durch keine andere Ursache als den blinden Zufall getrieben fühlt, so macht er jenen zum Bestimmer seiner Handlungen, und diesen zum Beherrscher der Welt.“ (24. Brief)

Unfähig, selbst mithilfe seiner Vernunft den Sinn des Lebens zu ergründen und Richtlinien für sein moralisches Verhalten zu entwerfen, lässt er sich durch glücksbringende Versprechen überreden und folgt gehorsam den Befehlen eines vorgestellten Gottes. Mit deutlichen Worten kritisiert Schiller eine Glaubenshaltung, die nicht aus Einsicht und Erkenntnis entsteht, sondern aus Unsicherheit und Ohnmacht:

„Er hat es nicht mit einem heiligen, bloß mit einem mächtigen Wesen zu tun. Der Geist seiner Gottesverehrung ist also die Furcht, die ihn erniedrigt, nicht die Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebt.“ (24. Brief)

Der Ausweg aus dieser aussichtslosen Situation wird in den folgenden Briefen dargelegt.

15. Der erste Schritt zur Freiheit

Die drei von Schiller genannten Stufen: physisch, ästhetisch und moralisch, beziehen sich sowohl auf die Entwicklung der ganzen Menschheit als auch auf die des individuellen Menschen

Im physischen Zustand nimmt der Mensch die Welt auf sinnliche Weise in sich auf und ist völlig eins mit ihr. Dieser Zustand kann als ein Zustand der „reinen Wahrnehmung“⁷ bezeichnet werden, als ein bloßer Empfindungsvorgang. Erst in dem Moment, in dem er sich der Welt gegenüberstellt und sie *betrachtet*, trennt er sich von ihr ab. Durch seine eigene Aktivität begibt er sich in einen anderen Zustand. Diese erste eigene Bewegung führt ihn zum ästhetischen Zustand und leitet den Beginn seiner Freiheit ein:

„Die Betrachtung ist das erste liberale Verhältnis des Menschen zu dem Weltall, das ihn umgibt.“ (25 Brief)

Der Mensch löst sich von der anziehenden Kraft der Sinneseindrücke ab, wendet seinen Blick nach innen, sammelt sich und, indem er sich besinnt, begreift er das Wahrgenommene.

Diese Erkenntnis wird von Schiller in ausdrucksvoller Weise beschrieben:

„Die Notwendigkeit der Natur, die ihn im Zustand der bloßen Empfindung mit ungeteilter Gewalt beherrschte, lässt bei der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit selbst, die ewig wandelnde, steht still, indem des Bewußtseins zerstreute Strahlen sich sammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die *Form*, reflektiert sich auf dem vergänglichen Grunde.“ (25 Brief)

Was verbirgt sich hinter dem von Schiller gewählten Ausdruck *Form*? Allein die *Vorstellung* eines Gegenstandes vermag nicht als „Nachbild des Unendlichen“ zu gelten. Was durch den Einsatz des Denkens im Bewusstsein aufleuchtet, verrät uns etwas Neues über das Objekt, das wir vorher nicht zu sehen imstande waren. Dieses plötzliche Aufwachen des Bewusstseins, durch das der Mensch der ewigen Idee hinter der Erscheinung gewahr wird, hat Schiller als einen aufhellenden und besänftigenden Vorgang beschrieben.

⁷ (Hervorhebung durch den Verfasser)

„Sobald es Licht wird in dem Menschen, ist auch außer ihm keine Nacht mehr; sobald es stille wird in ihm, legt sich auch der Sturm in dem Weltall, und die streitenden Kräfte der Natur finden Ruhe zwischen bleibenden Grenzen.“ (25. Brief)

Was vor unserem inneren Auge auftaucht, ist daher weder nebulös noch verschwommen, sondern klar geformt und scharf konturiert. Damit wird nicht nur die Wahrnehmung des Objekts ermöglicht, sondern dessen Erkenntnis. Die Natur verliert ihre *Macht* über den Menschen, der jetzt mit seinem urteilenden Blick vor ihr steht.

„[...] und die unendliche Kraft ist durch die unendliche Form gebändigt.“ (25. Brief)

Durch die Betrachtung und die darauffolgende innere Reflexion gelingt es dem Menschen, aus dem Chaos einen Kosmos zu schaffen.

16. Sinnlichkeit, Schönheit, Freiheit

Eine Gefahr bleibt dennoch bestehen, wenn wir aus der materiellen in eine rein geistige Welt hinüberwechseln und die erstere dadurch verlieren. Ein solcher Sprung würde uns in eine neue Einseitigkeit führen und die menschliche Natur wieder einschränken.

In unserer irdischen Welt finden wir die Schönheit als ein „Werk der freien Betrachtung“ (= Reflexion), wie Schiller sie bezeichnet. Indem sie uns in die Welt der Ideen mithilfe der Erscheinung eintreten lässt, deren Eindruck bewahrt wird, bleibt die sinnliche Welt als notwendiger Baustein erhalten. Bei der Vorstellung der Schönheit springen wir nicht in die reine Abstraktion hinein und lassen die Sinnlichkeit, das Gefühl hinter uns, denn „die Reflexion zerfließt hier so vollkommen mit dem Gefühl, dass wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben.“ (25. Brief). Die Schönheit ermöglicht es uns, in der Reflexion zu empfinden und im Fühlen selbsttätig zu sein. Darin sieht Schiller einen plausiblen Beweis für die Vereinbarkeit unserer gegensätzlichen Naturen. Form und Materie müssen sich nicht ausschließen; sie können nebeneinander bestehen:

„ Und eben weil sie dieses beides zugleich ist, so dient sie uns also zu einem siegenden Beweis, dass das Leiden die Tätigkeit, dass die Materie die Form, dass die Beschränktheit die Unendlichkeit keineswegs ausschließe – dass mithin durch die notwendige physische Abhängigkeit des Menschen seine moralische Freiheit keineswegs aufgehoben werde.“ (25. Brief)

Der Mensch braucht seine sinnliche Natur nicht zu unterdrücken, um seine geistige Natur zu beweisen, indem er durch das Wohlgefallen an der Schönheit seine Freiheit vielmehr

bewahren kann, obwohl er sein Bündnis mit der Sinnlichkeit nicht aufgibt. Der Gedanke kann für sich allein bestehen, ohne den Beistand des Gefühls, nicht so bei der Betrachtung des Schönen, bei der die Empfindung (das Gefühl) und die Reflexion eine vollkommene Einheit bilden.

Schillers weitere Untersuchung wird sich nicht mit dem Übergang von der Schönheit zur Wahrheit beschäftigen, weil die Schönheit offensichtlich dahinführt, vielmehr soll der Wandel der materiellen Realität in eine ästhetische erforscht werden.

Der Schritt vom sinnlichen zum ästhetischen Zustand ist für Schiller von entscheidender Bedeutung, denn er bildet die Grundlage für die moralische Entwicklung des Menschen, die auf den ästhetischen Zustand mühelos folgt.

17. Der ästhetische Schein

Die ästhetische Stimmung kann nach Schiller ihren Ursprung nicht im Moralischen haben. Die moralische Fähigkeit des Menschen wächst mit seiner Freiheit. Somit kann das ästhetische Vermögen nur aus einem natürlichen Zustand entstehen. Es ist ein „Geschenk der Natur“, das sich aber nur unter bestimmten Bedingungen entwickeln kann. Der Mensch darf sich nicht in sich selbst verkriechen, auch nicht ein nomadisches Leben führen oder ausschließlich Weltbürger sein, er soll gleichermaßen in sich selbst stehen und der Welt gegenüber offen sein.

„[...] da allein, wo er in eigener Hütte still mit sich selbst, und sobald er heraustritt, mit dem ganzen Geschlechte spricht, wird sich ihre liebliche Knospe entfalten.“ (26 Brief)

Harmonie und Gleichmaß sollen das Leben eines Menschen kennzeichnen, der mit sich und der Welt zufrieden ist. Auf diesem Boden kann das Ästhetische zum Vorschein kommen, dessen erste Anzeichen Schiller aufgrund seiner Geschichtskennntnis folgendermaßen beschreibt:

„Und was ist es für ein Phänomen, durch welches sich bei dem Wilden der Eintritt in die Menschheit verkündigt? Soweit wir auch die Geschichte befragen, es ist dasselbe bei allen Völkerstämmen, welche der Sklaverei des tierischen Standes entsprungen sind: die Freude am *Schein*, die Neigung zum *Putz* und zum *Spiele*.“ (26 Brief)

Die Freude am ästhetischen Schein darf nicht mit dem Reiz des logischen Scheins verwechselt werden. Der logische Schein ist Betrug, der ästhetische Schein jedoch nur Spiel, das die Wahrheit nicht entstellt. Das Interesse am Schein zeigt eine gewisse

Unabhängigkeit vom Materiellen, dem man in der Not verhaftet bleibt, und ist gleichzeitig der Beweis für eine innere Kraft, die dem Sinnlichen Widerstand leistet. Die Freiheit kündigt sich an, sowohl in Bezug auf die äußeren Umstände, als auch auf den inneren Menschen.

Den Zugang zum ästhetischen Genuss haben wir zwei Sinnen zu verdanken, die Schiller als „Sinne des Scheins“ bezeichnet: das Auge und das Ohr. Indem diese die nötige Distanz zwischen uns und dem Objekt schaffen, können wir uns an seinem Anblick oder seinem Klang erfreuen. Dem gegenüber stehen die „Sinne des Gefühls“, vor allem der Tastsinn, von Schiller Takt genannt, der uns am Objekt festhält. Schillers Unterscheidung lautet:

„Der Gegenstand des Takts ist eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenstand des Auges und des Ohrs ist eine Form, die wir erzeugen.“ (26 Brief)

Sobald der Mensch anfängt das, was er sieht und hört, zu genießen, wird sein Spieltrieb aufgeweckt und der Wunsch wachgerufen, das Schöne, das er empfindet, nachzuahmen. Es ist der Auftakt in einer Welt, in der der Mensch seine eigene Kreativität entfalten kann. Die Freude am Gestalten und der Formgebung folgt unmittelbar auf den Spieltrieb und wird von Schiller „Bildungstrieb“ genannt. Der Mensch wird zum Künstler und darf, gerade weil er nicht mehr an die Wirklichkeit gebunden ist, und diese als solche erkennt, seine Handlungsweise in „ungebundener Freiheit“ bestimmen. Er schafft sein Werk allerdings nicht aus Willkür, sondern befolgt die Anweisungen seines Denkvermögens.

„Mit ungebundener Freiheit kann er, was die Natur trennte, zusammenfügen, sobald er es nur irgend zusammendenken kann, und trennen, was die Natur verknüpfte, sobald er es nur in seinem Verstande absondern kann.“ (26 Brief)

Diese Souveränität besteht nur in der „Welt des Scheins“, in der er seine Tätigkeit ausübt, und nur solange wie sich das ideale Kunstwerk als *aufrichtig* und *selbständig* erweist.

Der ästhetische Schein ist aufrichtig, insofern er keinen Anspruch auf Realität erhebt, und selbständig, solange er sich nicht auf die Realität stützt. Der wahre Künstler ist selbsttätig und selbstschaffend nach seinen eigenen Gesetzen. Je größer seine Hingabe und seine Fähigkeit ist, in dem neueroberten Raum des Scheins ohne Halt im Materiellen oder im Gesetz der Vernunft tätig zu sein, desto freier kann sich seine eigene Kreativität entfalten. Da wo man den aufrichtigen und selbständigen Schein findet, dort entsteht die freie Kultur des Geistes:

„[...] da wird man das Ideal das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Besitz, den Gedanken über den Genuss, den Traum der Unsterblichkeit über die Existenz triumphieren sehen.“ (26 Brief)

Den schönen, reinen Schein werden wir erst erlangen, wenn wir uns der Schönheit der Natur mit selbstlosem Interesse zuwenden und sie bewundern, ohne sie besitzen zu wollen, Achtung für die Werke der Vernunft zeigen, ohne sofort nach ihrem Zweck zu fragen. Durch den ästhetischen Schein wird die Natur anmutig, die Vernunft würdevoll; und der Mensch entdeckt die Anmut in seiner eigener Natur, die Würde in seinem Geiste. Hiermit drückt sich der moralische Wert des ästhetischen aus, denn der aufrichtige und selbständige Schein soll den moralischen Bürger hervorbringen.

18. Die ästhetische Erziehung des Menschen

Der Wandel vom physischen zum ästhetischen Zustand ist beschwerlich und erfordert einen großen Kraftaufwand. Vom Menschen wird verlangt, dass er sich mit allen ihm zur Verfügung stehenden Kräften bemüht dem angestrebten Ziel näher zu kommen.

Mehr „Abstraktionsvermögen, mehr Freiheit des Herzens, mehr Energie des Willens“ (27. Brief) sind nötig, um zum Ziel zu gelangen. Der ganze Mensch wird dabei angesprochen: Denken, Fühlen und Wollen. Diese drei menschlichen Tätigkeiten wurden erst am Anfang des 20 Jahrhunderts, u. a. von Max Wertheimer, innerhalb der damals entstandenen Gestaltpsychologie, zur Grundlage des menschlichen Seelenlebens erklärt. Zu der Entwicklung, die sich im Inneren des Menschen vollzieht, bedarf es nach Schiller „einer totalen Revolution in seiner ganzen Empfindungsweise, ohne welche er auch nicht einmal auf dem Wege zum Ideal sich befinden würde.“ (27. Brief). Wie der Mensch diesen Weg mithilfe des Ästhetischen beschreitet, legt Schiller uns in seinem letzten Brief vor.

Wie schon erwähnt, wird sich der reine Schein dort, wo Not und Bedürfnis herrschen, nicht entfalten können. Im Gegenteil, er wird aus dem Überfluss geboren: ein Überfluss *des Stoffes*, an dem der ästhetische Schein seinen Ausdruck findet; ein Überfluss *an dem Stoffe*, aus dem Reichtum an Denkanstößen und Gestaltungsimpulsen, die sich im Stoff verwirklichen können. Aus dieser verschwenderischen Fülle heraus entsteht ein freier Raum, der Möglichkeit des freien Spiels und der freien Bewegung, die sich selbst „Zweck und Mittel“ sind.

Die mannigfaltigen Bilder, die unserer Einbildungskraft entspringen, reichen nicht aus, um das ästhetische Spiel hervorzubringen; „eine ganz neue Kraft“, die bildend und

formgebend wirkt, muss hinzukommen. Die Einbildungskraft erschließt dem Menschen die freie Beweglichkeit. Seine Phantasiespiele befreien ihn von äußerem sinnlichem Zwang, aber sie reichen nicht aus, um ihm eine selbständige bildende Kraft zu erschließen, die den Mensch befähigt, seiner eigenen Gesetzgebung zu folgen. Erst wenn der Einbildungskraft der *Sprung* zur freien Form gelingt, kann man von einem ästhetischen Spiel sprechen.

„Einen Sprung muss man es nennen, weil sich eine ganz neue Kraft hier in Handlung setzt; denn hier zum erstenmal mischt sich der gesetzgebende Geist in die Handlungen eines blinden Instinktes, unterwirft das willkürliche Verfahren der Einbildungskraft seiner unveränderlichen ewigen Einheit, legt seine Selbstständigkeit in das Wandelbare und seine Unendlichkeit in das Sinnliche.“ (27. Brief)

Es ist das schöpferische Vermögen im eigentlichen Sinne, dessen Früchte anfangs nicht leicht zu erkennen sind.

Daher sehen wir den rohen Geschmack das Neue und Überraschende, das Bunte, Abenteuerliche und Bizarre, das Heftige und Wilde zuerst ergreifen, und vor nichts so sehr als vor der Einfalt und Ruhe fliehen.“ (27. Brief)

Ein Hinweis darauf, dass der Mensch sich auf dem richtigen Weg befindet, sind die Versuche, die er zur *Verschönerung* seines Daseins macht. Er ist bestrebt, das Schöne in sein Leben zu integrieren. Seine Verrichtungen sind nicht nur zweckgebunden, sondern tragen seine Signatur und lassen den dahinter handelnden Geist erahnen. Was er besitzt und hervorbringt, muss „zugleich den geistreichen Verstand, der es dachte, die liebende Hand, die es ausführte, den heitern und freien Geist, der es wählte und aufstellte, widerscheinen.“ (27. Brief)

Sein Werk wird durch die individuelle Prägung veredelt, die das Objekt über das rein Materielle erhebt. Der Mensch schmückt sich und alles was ihn umgibt.

Die Schönheit, die den Menschen in seinem Alltag umgibt, fängt an, von ihm selbst Besitz zu nehmen und „den innern Menschen zu verwandeln“. Freude quillt aus ihm hervor und die Verwandlung, die sich in ihm vollzieht, findet ihren Ausdruck in Tanz und Gesang.

Diese Veränderung spiegelt sich auch in seinem Verhältnis zu der ihn umgebenden Welt. In seiner Beziehung zum anderen Geschlecht wird er nicht mehr von launischer Begierde getrieben. Seine verfeinerten Gefühle lassen ihn, das Wesen des Anderen erkennen. Die Bindung festigt sich und wird beständig. Die durch die Fesseln der Natur gebundene Lust wächst zu einer innigen Zuneigung empor. Die Liebe des Anderen kann er nicht

erzwingen, sie muss aus der Freiheit erwachsen, „er muss Freiheit lassen, weil er der Freiheit gefallen will.“

Wenn der Unterschied zwischen den Geschlechtern durch die Kraft der Liebe überwunden wird, will die neu gewonnene Kraft die ganze Gesellschaft miteinschließen. Gerechtigkeit, Versöhnung, Reue und Mitleid zeichnen ein in Freiheit gegründetes Bündnis aus. Der Mensch entdeckt in sich die Gesetze der Moral, die ihm nicht durch eine äußere Macht auferlegt sind, die er vielmehr aus eigener Erfahrung und gewonnener Einsicht selbst erkennt. *Unvermerkt* baut der ästhetische Bildungstrieb an jenem neuen Reich des Spiels und des Scheins, in dem der Mensch von allem Zwang entbunden in Freiheit tätig sein kann.

19. Der ästhetische Staat

Schon im zweiten Brief stellte Schiller die These auf das Ästhetische sei die einzige Möglichkeit, die politischen Probleme seiner Zeit zu lösen und den Weg zum freien Bürgertum zu bahnen.

Am Schluss seiner Betrachtung wendet sich Schiller der Zukunftsvision eines *ästhetischen* Staats zu, dessen Grundgesetz lautet: „Freiheit zu geben durch Freiheit“.

Dem *ästhetischen* stehen der *dynamische* und der *ethische* Staat gegenüber. Beim dynamischen Staat versucht das Individuum seine Rechte gewaltsam durchzusetzen. Die anderen müssen sich seinem Willen beugen und werden in ihrem eigenen Wirken unterdrückt. Beim ethischen Staat regiert das Gesetz, und der Wille des Menschen ist an die Ausübung der daraus entstehenden Pflichten gebunden. Nur der ästhetische Staat berücksichtigt beide Formen, indem er „den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums“ vollzieht. Der ästhetische Staat hat sowohl die ganze Gesellschaft im Blick als auch den in eigener Verantwortung handelnden Menschen.

„Das Schöne allein genießen wir als Individuum und als Gattung zugleich, d.h. als *Repräsentanten* der Gattung.“ (27. Brief)

Im Staat des schönen Scheins darf der Mensch die eigene Freiheit genießen, ohne dafür die Freiheit anderer zu ersticken oder sich selbst verleugnen zu müssen.

Dieser Staat ist für Schiller keine Utopie, vielmehr ein durchführbares Ideal, das in jedem Individuum als Entwurf der Menschlichkeit vorhanden ist. Das Ziel eines solchen Staates ist es, eine in Harmonie lebende Gesellschaft zu gründen, ein Ziel, das nur durch die

Erziehung und Entwicklung des einzelnen Menschen zu erreichen ist. Durch die Schönheit veredelt sich der Mensch und mit ihm verwandelt sich die Umgebung, in der er lebt.

Die Ideale der Französischen Revolution: Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit sind in Schillers Konzeption enthalten. Die Freiheit steht im Mittelpunkt seiner Ausführungen, die Brüderlichkeit bildet den krönenden Abschluss der ästhetischen Erziehung und die Gleichheit ist gleichsam die Verwirklichung des ästhetischen Staates, wie Schiller selbst am Ende seiner Briefe bemerkt: „Hier also, in dem Reiche des ästhetischen Scheins, wird das Ideal der Gleichheit erfüllt.“ (27. Brief)

Einen wesentlichen Unterschied zur Französischen Revolution sieht Schiller jedoch darin, dass die Revolution nicht durch Gewalt und Unterdrückung im Äußeren stattfinden soll, sondern durch ästhetische Erziehung im Inneren des Menschen.

„Eine innere Revolution also, die die äußere entbehrlich macht.“⁸

⁸ F. Schiller, Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen. Kommentar von Stefan Matuschek. Frankfurt am Main 2009. S. 221

Inhaltsverzeichnis

1.	Entstehungsgeschichte	1
2.	Der historische Hintergrund	1
3.	Der persönliche Hintergrund	2
4.	Der moralische Staat als politische Aufgabe	3
5.	Die Rolle des Individuums bei der Verwirklichung des Idealstaats.....	5
6.	Der Beitrag der Kunst.....	5
7.	Die menschliche Natur	7
8.	Die Grundtriebe des Menschen	8
9.	Der Spieltrieb.....	11
10.	Die Schönheit als Vermittlerin	13
11.	Der Weg zur Ästhetik	14
12.	Die ästhetische Stimmung	17
13.	Der Wirkung des Ästhetischen auf den Menschen.....	19
14.	Die Bestimmung des Menschen	20
15.	Der erste Schritt zur Freiheit	23
16.	Sinnlichkeit, Schönheit, Freiheit	24
17.	Der ästhetische Schein.....	25
18.	Die ästhetische Erziehung des Menschen.....	27
19.	Der ästhetische Staat.....	29